

Die Fieberkurve : Wachtmeister Studers zweiter Fall. Teil 24

Autor(en): **Glauser, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 12

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666295>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE FIEBERKURVE

Wachtmeister Studers
zweiter Fall
von Friedrich Glauser

«Schweigen Sie!» sagte Studer streng, und es war, als ob er, der Angeklagte, plötzlich der Leiter des Prozesses geworden wäre. «Es handelt sich nicht um gestohlenes Geld. Das Geld ist von den Gebrüdern Mannesmann dem Geologen Cleman übergeben worden... Hast du die beiden verurteilt?» wandte er sich an den Alten.

Der Mann, der so viele Namen getragen hatte, schüttelte den Kopf. «Sie haben sich selbst verurteilt», sagte er.

«Und die beiden Frauen haben sich wohl selbst umgebracht?» fragte Pater Matthias boshaft. «Und du bist kein Mörder, Collani?»

Es ging alles so schnell, dass niemand dazwischenspringen konnte.

Der alte Mann, der so zerbrechlich aussah, hatte dem einen Legionär, der neben ihm stand, das Gewehr aus der Hand gerissen, das Gewehr, das oben am Lauf das Bajonett trug. Und zugeben musste man, dass der Alte sich noch gut an die Lektionen des Bajonettfechtens erinnerte. Denn das Gewehr schwang vor, allein von seiner Rechten am Kolben gehalten, schwang vor — und zurück. Das schwärzliche Eisen war mit einer dünnen Blutschicht überzogen und Pater Matthias lag auf dem Boden. Vorn an der Kutte wurde ein roter Fleck langsam grösser und grösser...

«Jetzt bin ich ein Mörder», sagte der Alte. «Jetzt könnt ihr machen mit mir, was ihr wollt.»

Der Alte schien auf etwas zu warten. Da ihn aber niemand anrührte, ging er mit kleinen, unsicheren Schritten — richtigen Greisenschritten — auf das Mädchen zu. Sehr sanft legte sich seine Hand auf die verkrampften Hände des Mädchens.

«Weisst du Marie», sagte er. «Ich hab deine Mutter nicht umgebracht.»

Marie antwortete leise:

«Das weiss ich schon lange, Vater. Das hast du mir doch schon erzählt. Damals, im Auto, wie wir mit deinem Bruder nach Bern gefahren sind. Du hast doch nichts dafür gekonnt, dass die Mutter so Angst gehabt hat vor dem Gas...»

Studer stand ganz einsam inmitten des Raumes.

Nicht weit von ihm lag der Pater am Boden. Und der Wachtmeister erinnerte sich an seine Wohnung auf dem Kirchenfeld: Da war das Männlein, das dem Schneider Meckmeck glich, auch so still auf dem Ruhebett gelegen, und eben ihm hatte eine Tasse voll Lindenblusttee gestanden — Tee, den 's Hedy bereitet hatte...

Es war kein grosser Fall gewesen, dachte Studer. Man hat wieder einmal danebengegriffen... An allem waren die Karten schuld. Man sollte nicht Karten schlagen, dachte er dunkel... Man sollte vieles nicht tun! dachte er weiter. Beispielsweise betriebsam sein, eine Hauptrolle spielen wollen, für ein Meitschi ein Vermögen retten... Für seinen Heimatkanton Millionen erobern...

Der Mann, der so viele Namen getragen hatte, hockte auf der Armlehne und hatte sich an Maries Schulter gelehnt; ganz gebückt sass er dort und flüsterte vor sich hin. Aber so tief war die Stille in der ausgedehnten Baracke, dass jedes Wort zu verstehen war:

«Weisst du, Marie, ich hab mit deiner Mutter Neujahr feiern wollen. Sie hat mich gebeten, bei ihr Wache zu halten, bis sie eingeschlafen ist. Ich hab ihre Hand gehalten. Sie hat dann wollen, ich soll ihr Karten schlagen... Da ist der Schaufelbauer als erster herausgekommen... Dann haben wir uns einen Kaffee gekocht — und sie hat ihr Schlafmittel nehmen wollen. Ich hab's ihr gegeben. Sie hat gesagt, sie will nicht ins Bett, sie will im Lehnstuhl schlafen. Ich soll ihr die Hand halten, bis sie eingeschlafen ist. Und dann soll ich den Gashahnen zudreihen. Aber dazu hätt ich sollen auf einen Stuhl steigen. Da hat sie gesagt, ich könne ein Schnürli anbinden an den Hebel und das Schnürli durchs Schlüsselloch führen. Dann brauch ich nur zu ziehen, hat sie gesagt, und dann schliesst es den Hahnen. Und ich weck sie nicht. Ich habe mich nicht ausgekannt. Ich hab an den Hahnen probiert — hab ich vergessen, einen zu schliessen? Draussen vor der Tür hab ich dann am Schnürli gezogen. Und dann hast du sterben müssen, Josepha! Ich hab's nicht gewusst...»

Schweigen. Der alte Mann war ganz zusammengesunken.

«Sie hat so auf dich gewartet, die Mutter. Warum bist du nicht gekommen? Und der Jakob hat immer die Fieberkurve haben wollen. Ich hab sie gesucht und hab sie nicht gefunden. Die Mutter hat mich nicht erwartet. Sie hat schon die Schuhe angehabt, sie hat mir einer Freundin Silvester feiern wollen. Und da bin ich gekommen. Sie hat gelacht und erzählt, sie hätt gerade heut ihre Schlüssel verloren... Sie hat mir zeigen wollen, dass sie noch alle Andenken an mich hat — aber die Schublade war verschlossen, da hab ich sie aufgesprengt...»

Studer nickte, nickte... Da hatte man gemeint, einen weiss Gott wie raffiniert ausgeführten Mord entdeckt zu haben... Und dabei war alles Zufall gewesen... Ein Zufall, den sich der Pater zunutze gemacht hatte. Schuldig! Wenn man von Schuld reden wollte, so war einzig der Pater schuld, der Theater gespielt hatte, von Anfang bis zu Ende! Aber war es nicht unverantwortlich, dass man sich hatte beschwindeln lassen von seinem Theaterstück? Natürlich, ein Doppelmord passte in das Spiel des Paters. Wenn man an einen Doppelmord glaubt, dann sucht man einen Täter — wie raffiniert ist das gespielt, wenn man den Verdacht auf sich selbst lenkt! Man weiss dabei ganz genau, dass man ein Alibi hat! Wie hat der Mann über den «Inspektor», wie er ihn nannte, lachen müssen!

«Wissen Sie, Capitaine», sagte Studer, «die Tante der Marie, die Tante, die in Bern gewohnt hat, hat gewusst, dass der Mann, von dem sie sich hat scheiden lassen, nicht tot war. Ihre Schwester in Basel hat ihr von der Fieberkurve geschrieben... Hab ich recht, Alter?»

Der Mann nickte. Dann sagte er:

«Mein Bruder, der Jakob, hat gewollt, ich soll sie besuchen, die Sophie. Denn er hat die Fieberkurve haben wollen...»

Der Alte stand auf, kam nach vorne. Er stellte sich neben Studer. Und dann sprach er:

«Hohes Gericht! Ich muss mich verantworten... Der Mann, den ich getötet habe, er trägt die Schuld. Er hat alles wieder aufgeweckt, er hat meinen Bruder in Paris benachrichtigt. Sie haben den Schatz finden wollen — und der Mann, der Priester, hat meinem Bruder die Hälfte versprochen von dem Vermögen. Es gibt viel Petroleum hier herum... Und bald, sehr bald wird es viel wert sein, das Oel. Der Mann, der da liegt, ist zum

Kriegsminister gegangen, er hat es mir selbst erzählt... Er hat das Testament, mein Testament vernichten wollen... Darum hat er mich aufgeweckt aus dem fünfzehnjährigen Schlaf... Mit den Karten!... Er hat mich nicht in Ruhe gelassen, in Géryville — er hat mich als Hellseher ausgegeben... Verzeihung, hohes Gericht, ich bringe alles durcheinander. Aber ich bin ein alter Mann, und mein Schicksal war schwer. Ich habe nur gewollt, dass meine Tochter und meine Heimat meinen Reichtum erben. Ich hab weiterschlafen wollen. Er hat alles aufgeweckt. Er hat die Sophie besucht und ihr erzählt, dass ich noch lebe... Und er hat den Jakob, meinen Bruder Jakob gezwungen, mich nach Bern zu führen, im Auto. Sie hat mir gedroht, die Sophie, sie hat gesagt, sie will alles der Polizei erzählen, mich verhaften lassen... Aber geweint hat sie auch, die Sophie. Ich habe mit ihr sprechen wollen, sie überzeugen wollen. Ich hab mich erinnert, wie es in Basel gegangen ist mit der Schnur und dem Gashebel. Auch die Sophie hat Angst gehabt vor dem Gas. Da hab ich ihr den Lehnstuhl in die Küche geschleift, habe Kaffee gekocht — aber das Fläschchen mit den Schlaftröpfen der Josepha hab ich noch in der Tasche gehabt... Ich hab in den Kaffee geschüttet, viel, sehr viel... Sie hat nichts gemerkt, denn ich hab auch Kirsch dazugegossen... Und dann bin ich zum Spass — ich hab gesagt, es sei Spass — auf den Stuhl geklettert und hab das Schnürli befestigt am Hahnen — wie in Basel. Und die Sophie hab ich getötet. Sie war eine böse Frau... Sie hat mich ausgesogen... Sie hat der Josepha nichts gegönnt... Sie hat mich verraten wollen. Hohes Gericht! Mein Capitaine! Ich habe nicht lange mehr zu leben. Ich weiss, dass Sie die Marie lieb haben... Und auch du, Jakob», er wandte sich an Studer, «du bist ein besserer Jakob als mein Bruder... Machtet ihr beide, dass die Marie zu ihrem Recht kommt, und meine Heimat auch... Ich habe geschlossen.»

Es blieb lange still im Raum. Dann stand Marie auf, ging auf ihren Vater zu und führte ihn zum Stuhl, in dem sie gesessen hatte.

«Hock ab, Vatter», sagte sie auf Deutsch. Der Alte ging zum Stuhl, setzte sich, lehnte sich zurück.

«Inspektor Stüdère», fragte der Capitaine. «Warum habe ich Sie eigentlich verhaften müssen?»

Studer räusperte sich. Dann erwiderte er:

«Aus zwei Gründen: Der Pater wäre geflohen oder hätte wenigstens die Kassette versteckt. Denn

er hat gemerkt, dass ich Verdacht geschöpft hatte. Und zweitens wollte ich ungestört mit dem alten Mann in der Zelle reden können.»

«Ja», sagte Capitaine Lartigue. «Einleuchtend. Aber Sie müssen zugeben, dass Sie Glück gehabt haben. Wäre ich nicht mit Marie verlobt gewesen . . . »

«Dann», sagte Studer, «wäre es mir schlecht gegangen. Aber man muss manchmal auch mit den Imponderabilien rechnen.»

«Imponderabilien!» sagte Capitaine Lartigue. «Wie gelehrt Sie sprechen!»

Marie aber ging auf den Wachtmeister zu:

«Märçi, Vetter Jakob!» sagte sie.

Der kleine Leutnant, der noch immer vor seinen weissen Blättern sass, fragte laut:

«Was soll ich ins Protokoll schreiben?»

«Schreiben Sie», sagte Capitaine Lartigue, «was Sie wollen. Meinetwegen, dass der Pater schwerverwundet den Posten erreicht hat und hier gestorben ist. Sind alle damit einverstanden?»

Die vier Beisitzer, der Korporal der Wache und seine vier Mann nickten schweigend.

«Wo soll er begraben werden?» fragte der Korporal der Wache. Da sagte Wachtmeister Studer:

«Er hat sich ja sein Grab selbst geschaufelt; bei der Korkeiche, wissen Sie, neben dem roten Mannfelsen . . . »

Der Capitaine nickte. Dann fragte er:

«Eines möchte ich noch wissen. Wo ist Maries Onkel? Der Börsenmakler, bei dem das Mädchen in Paris als Sekretärin angestellt war?»

«Ich weiss nicht», sagte Studer. «Ich habe nur Vermutungen. Sie sollten Ihre zukünftige Frau fragen; Sie erzählten mir doch, Marie habe Ihnen von Bel-Abbès aus telegraphiert und Geld verlangt? Die Reise von Bel-Abbès bis Gurama kostet nicht fünftausend Franken, auch wenn man den Umweg über Fez nimmt.»

Die beiden kehrten um, traten in die Baracke, in der die merkwürdige Verhandlung geführt worden war. Die Mitglieder des Gerichtes hatten sich entfernt. Im Lehnstuhl sass der Alte und auf der Armlehne, an ihren Vater gelehnt, Marie.

«Marie», fragte der Capitaine, «wo ist dein Onkel Jakob?»

«Deine Frage klingt, mein lieber Louis», sagte Marie bedächtig, «wie jene andere, schwerwiegendere: ‚Kain, wo ist dein Bruder Abel?‘ . . . Du musst nicht so misstrauisch sein, Louis. Du hast mir Geld nach Bel-Abbès geschickt. An einem Abend habe ich dort den Jakob Koller getroffen

— und ich bitte dich ernstlich, ihn nie mehr meinen Onkel zu nennen. Du weisst ja selbst, Vetter Jakob, dass Pater Matthias Bern fluchtartig verlassen hat. Wir hörten dann nichts mehr von ihm. Er hatte die Kopie der Fieberkurve — das genügte ihm vorläufig. Aber Jakob Koller war wütend, weil er wusste, dass er nichts mehr von dem grossen Vermögen zu erwarten hatte. Und ich begleitete ihn bis Colom-Béchar, führte ihn zum dortigen Platzkommandanten; der sollte ihn weiter nach Gurama schicken. Und auch dich, Vatter Jakob, hatte ich ja dorthin bestellt. Uns dreien würde es schon gelingen, den falschen Priester zu überführen . . . »

«Falschen Priester! Wie du redest, Marie!» sagte Capitaine Lartigue vorwurfsvoll.

«Ich rede, wie es mir passt», meinte Marie, und Studer dachte: ‚Im Anfang wird es in dieser Ehe nicht sehr harmonisch zugehen — aber mit der Zeit schleift sich der eine am andern ab. Vielleicht werden die beiden sogar noch glücklich?‘ Laut sagte er: «Lassen Sie das Mädchen sprechen, Lartigue!»

«Meinetwegen, Stüdère! Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass ich nur einen leisen Vorwurf gemacht habe — meine zukünftige Frau soll nicht reden wie die Heldin eines Schundromanes . . . Falschen Priester!» brummte er.

«Nun», sagte Marie gereizt. «War er vielleicht ein richtiger Priester? Er war ein falscher Priester.»

«Ja — er war ein falscher Priester und ein falscher Mensch», sagte der alte Geologe mit schepender Stimme.

«Gewiss, Vater. Du hast recht und sie auch.» Lartigues Stimme war versöhnlich.

‚Er nennt den Alten: du und Vater!‘ dachte Studer. ‚Ein merkwürdiger Mann! Kein Wunder, dass man ihm auf dem Kriegsministerium schlechte Noten gibt . . . Aber er ist doch . . . ein Mann.‘

Marie fuhr fort:

«Ich hab ihn auf der Strasse in Bel-Abbès getroffen, als ich von Colom-Béchar zurückkam. Wisst ihr, ich habe nie gewusst, was Angst ist . . . Aber als ich Jakob Koller sah, da wusste ich es plötzlich . . . Schliesslich, er war gut zu mir gewesen, hatte mich nach Paris mitgenommen, als ich es bei der Mutter nicht mehr aushielt. Und darum fühlte ich mich verpflichtet, ihm zu helfen. Ich fragte ihn, was ich für ihn tun könne. Wir sassen in einem kleinen arabischen Café — und ich erkannte ihn kaum wieder. Man hatte ihm die

Haare kurzgeschoren, die Uniform flatterte um ihn, er war mager — seine Augen aber! Sie schossen hin und her . . . Ich hab als Kind einmal zur Jagdzeit in einer Ackerfurche einen Hasen gesehen — dem seine Augen flitzten genau so ängstlich hin und her, wie die des Jakob Koller . . .

Er sagte: ‚Gib mir Geld, Marie. Damit ich fliehen kann.‘ — Vielleicht bin ich grausam gewesen, aber der Mann hat mich angeekelt. ‚Jakob Koller‘, sagte ich, ‚erstens haben Sie mich nicht zu duzen. Ich will Ihnen helfen, obwohl Sie viel auf dem Gewissen haben. Wieviel brauchen Sie?‘ — ‚Zehntausend Franken.‘ Da lachte ich ihn aus. Er bekomme viertausend französische Franken, keinen Centime mehr. Morgen um die gleiche Zeit solle er hier ins Café kommen, dann wolle ich ihm das Geld geben. Und dann telegraphierte ich dir, Louis. Am nächsten Abend ist er geflohen. Ich hab ihm noch Zivilkleider verschafft. Wohin er geflohen ist, weiss ich nicht. Aber wir haben wohl nichts von ihm zu fürchten. Ich habe ihm gesagt, dass ich dir, Vetter Jakob, die ganze Geschichte erzählen werde. Er war dann noch anständig und hat mich vor dem falschen Priester gewarnt. Vor dem falschen Priester!« wiederholte Marie und sah ihren Verlobten kampflustig an.

«Ja, Marie vor dem falschen Priester», sagte Lartigue sanft. Er stand vor dem Tisch und begann die Dokumente zu sammeln, die dort herumlagen. «Ich habe heute Urlaub verlangt — und ich denke, in acht Tagen können wir in die Schweiz fahren. Und von dort versuchen wir dann, diese Blätter», er klopfte auf die Papiere, «zu verwerten . . .»

Schweigen. Langes Schweigen.

«Und den Vater?» fragte Marie.

«Den nehmen wir mit. Glauben Sie, dass er in der Schweiz . . . Ich meine . . . verstehen Sie . . . ich möchte nicht, dass . . .»

Studer unterbrach das mühselige Stottern.

«Man wird ihn», flüsterte er dem Manne zu, der Postenchef, Arzt, Veterinär, Viehhändler, Stratege und Boxer war, aber trotzdem schüchtern sein konnte und unbeholfen, «man wird ihn wohl in ein Spital tun . . .» Lartigue nickte. Und Studer fuhr fort: «Sie könnten mir nicht ein Paar marokkanische Sennenhuunde auftreiben?»

«Marokkanische . . . Sennenhuunde . . .?» Der Capitaine blickte den Wachtmeister an, als ob er an dessen Vernunft zweifle.

«Gibt's das nicht?»

«Nein . . . nei . . . ein. Soviel ich weiss . . .»

«Dann bringen wir dem ‚Alten‘ eben Ihren schottischen Terrier mit.»

«Dem Alten? Welchem Alten?»

«Eh», meinte Studer ungeduldig, «unserem Polizeidirektor.»

*

Nach dem Nachtessen sassen die beiden Männer auf der Terrasse des Turmes.

«Glauben Sie nicht», fragte Studer, «dass die ganze Geschichte doch einmal auskommt? Und die Rolle, die Sie dabei gespielt haben?»

Lartigue kicherte leise. Dann — und Studer traute seinen Augen nicht — streckte er die flachen Hände aus, die Handflächen nach oben, ein Heben der Arme, die Hände dehten sich und fielen klatschend auf die Schenkel zurück. Die rechte Hand löste sich, zur Faust war sie geballt und nur der Zeigefinger ragte auf, einsam und gerade. Der Finger berührte die Lippen, wies nach oben. Und Studer verstand die dumpf gemurmelten Worte:

«Was sorgst du dich, Bruder, über das, was kommen wird? Wolltest du bedenken, was die Zukunft dir bringen kann — verzweifeln müsstest du. Er aber, der Ewigschweigende, kümmert er sich um Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft? Er, dem die Ewigkeit gehört?»

Auf der Ebene, die zwischen dem Posten lag und dem Ksar, bewegte sich ein kleiner Trupp langsam vorwärts. Trommeln dröhnten dumpf herüber. Pater Matthias, der «falsche Priester», wie ihn Marie genannt hatte, wurde dort zu Grabe getragen . . .

Aus dem Zimmer kam eine leise Stimme:

«Musst nicht denken, Meitschi, dass ich dir zur Last fallen will. Musst das nicht denken . . .»

«Aber nein, Vater», sagte Marie.

«Kommen Sie», des Capitaines Stimme war heiser, «wir wollen den dort», er wies auf die Ebene, «zur Korkeiche begleiten. Schliesslich hat er das Geld ja nicht für sich gewollt.»

Und Studer war einverstanden. Da er zu frieren vorgab, bat er den Capitaine um einen Mantel. Er bekam eine resedagrüne Capotte aus dickem Stoff und mit weissem Leinen gefüttert; die Aufschläge am Hals trugen das Abzeichen der Fremdenlegion: die rote Granate, aus der Flammen schlugen. Studer zog den Mantel mit Befriedigung an: so konnte er einmal vor seinem Tode die Uniform tragen, von der er so oft geträumt hatte in Bern, an den Tagen, da ihm alles verleidet gewesen war . . .

E n d e